

Japans Monarchie droht auszusterben

Nur Männer dürfen auf den Thron.

» SEITE 28



Der Marburger Universitätschor während des ersten von zwei Semesterabschlusskonzerten – hier in der Gießener Johanneskirche.

FOTO: NIKO DOERR

Die schöne Kunst des Loslassens

Universitätschor Marburg sang zum Semesterabschluss / Inhaltliche Klammer: die Elemente Feuer, Wasser, Erde und Luft

VON NIKO DÖRR

MARBURG. Der Universitätschor Marburg unter der Leitung von Nils Kuppe hatte für sein Semesterabschlusskonzert ein Programm gewählt, das die vier Elemente nicht dekorativ vor sich hertrug, sondern sie als geistige und musikalische Kräfte verstand.

Feuer, Wasser, Erde und Luft erschienen an diesem Abend nicht als hübsche Vokabeln eines Konzertmottos, sondern als Zustände: Erregung, Trost, Erstarrung, Aufbruch, Verlassenheit und Hoffnung. Schon Ernst Friedrich Richters „Da Israel aus Ägypten zog“ öffnete diese Welt mit biblischer Wucht. Meere wichen, Berge wurden zu Körpern, Sprache zu Landschaft.

Kuppe ließ den Chor diese Bilder nicht illustrieren, sondern von innen her aufleuchten. Die Linien blieben klar, die Dramatik behielt Haltung. Danach schien Ralph Vaughan Williams' „The cloud-capp'd Towers“ den Raum mit feinerem Licht zu füllen.

Schärferer Schnitt

Die Shakespeare-Vertonung trat einen Schritt zurück aus der Schwere der Erde und suchte das Flüchtige, Traumhafte, Vergängliche. Gerade hier zeigte der Chor eine schö-

ne Kunst des Loslassens: Nichts wurde forciert, vieles durfte schweben und den Raum erfüllen.

Mit Greg Bartholomews „Fire and Ice“ kam ein schärferer Schnitt in den Abend. Hitze und Frost standen nicht als bloße Gegensätze nebeneinander, sondern als zwei Formen innerer Spannung sich gegenüber. Der Chor fand dafür eine präzise, wache Sprache, die dem Stück seine moderne Nervosität ließ.

Elementare Elegie

Umso eindringlicher wirkte darauf Johann Hermann Scheins „Zion spricht: Der Herr hat mich verlassen“. Hier war das Elementare nicht länger Naturmetapher, sondern seelischer Grundzustand. Die Musik klang wie ein Innehalten vor der gottverlassenen Klage, und die Zurücknahme des Chores machte diesen Moment stärker, als es jede große Geste vermocht hätte.

Im Zentrum des Programms stand Märten Janssons „An elemental elegy“ und selten wirkte ein Werktitel weniger abstrakt. Diese Elegie handelt nicht von Natur als Kulisse, sondern von einer Welt, die verwundbar geworden ist. Die Harmonien öffneten sich, verdichteten sich, schienen zu atmen und wieder zu stocken.

Kuppe hielt die Spannung zusammen, ohne die Musik zu glätten. Darin lag die eigentliche Stärke des Abends: Die Dinge durften schön sein, aber sie wurden nicht beschönigt.

Rhythmus wird zur Flamme

Dann brach mit Hugo Distlers „Der Feuerreiter“ jene unheimliche Beweglichkeit herein, die Distlers Chorsatz so unverwechselbar macht. Rhythmus wurde zur Flamme, Sprache zum Funkenflug, und doch blieb alles kontrolliert genug, um nicht ins bloß Effektvolle zu kippen. Und das immer mahnende Feuerglöckchen hinterm Berg ließ die Spannung und Mahnung direkt in die Köpfe des Publikums dringen. Frank Tichelis „Earth Song“ setzte danach einen Gegenpol von schlichter Größe. Diese Musik will nicht kompliziert erscheinen; sie vertraut auf den langen Atem, auf offene Klangflächen, auf eine Hoffnung, die sich nicht lautstark behaupten muss, dennoch aber stetig präsent ist. Der Chor nahm diese Einfachheit ernst und fand gerade dadurch zu einer berührenden Intensität.

Virtuose Zäsur

Eine überaus reizvolle wie virtuose Zäsur bildete das Orgelintermezzo von Thomas E. Cor-

nelius, Organist an der Elbphilharmonie Hamburg. Seine Improvisation über das Thema des Konzerts wirkte nicht wie ein Einschub, sondern wie ein klanglicher Kommentar zum Vorangegangenen. Die Orgel nahm Motive von Bewegung, Strömung, Dunkelheit und Aufleuchten auf und übersetzte sie in eine eigene, raumgreifende Sprache.

Versierte Hände und Füße

Grollen, strahlen, rauschen, fließen, klingen – diese Liste ließe sich noch weiterführen und in Gedanken mit allen vier Elementen durchdeklinieren, und all das vollbrachte die Orgel unter den versierten Händen und Füßen des Organisten. Dadurch öffnete sich der Abend für einen Moment vom vokalen Ensembleklang hin zu einer größeren akustischen Architektur, bevor der Chor den instrumentalen Faden der Erzählung wieder aufnahm.

Mit Orlando di Lassos „Beatus homo cui donatum est“ kehrte der Klang wieder in eine scheinbar ältere und größere Ordnung zurück. Die Polyphonie stand hell und durchhörbar im Raum, als müsse nach den elementaren Aufwallungen zunächst wieder Maß gefunden werden. Thomas E. Cornelius' „Stille Wasser Leben“ führte diesen Gedanken wei-

ter, aber in eine Gegenwarts-sprache hinein. Wasser wurde hier nicht gemalt, sondern als Bewegung erfahren: als Strömen, Sammeln, Versickern, Wiederkehren. Der Universitätschor zeigte dabei eine bemerkenswerte klangliche Beweglichkeit, vor allem dort, wo die Musik in leise Verdichtungen und fast meditative Ruhe geriet. Wilhelm Bergers „Sturmesmythe“ bündelte zum offiziellen Schluss noch einmal die Kräfte des Abends. Hier wurde der Sturm nicht bloß beschrieben; er wurde musikalisch organisiert, gezähmt und zugleich entfesselt. Das ist eine heikle Balance, denn solche Musik kann leicht in äußere Dramatik geraten. Der Chor aber hielt Spannung, Textverständlichkeit und Energie zusammen, und das auch noch ohne den Notentext vor Augen.

Innere Folgerichtigkeit

Die ganze zweite Hälfte nach dem Intermezzo meisterte der Chor auswendig und konnte so dem Dirigat auf den Fingerzeig hin folgen. Nils Kuppe erwies sich dabei als Dirigent, der weniger auf spektakuläre Einzelwirkungen setzt als auf den langen Bogen. Das Programm hatte Atem, Richtung und innere Folgerichtigkeit.

Die stehenden Ovationen wirkten am Ende nicht wie ein höfliches Ritual, sondern wie ein überwältigend gerechtes Urteil. Mit Wilhelm Peterson-Bergers „Ifurskogen“ und Josef Gabriel Rheinbergers „Kyrie“ aus der „Cantus Missae“ fand der Abend zwei Zugaben von stiller, folgerichtiger Schönheit. Zurück blieb der Eindruck eines Konzerts, das sein Thema nicht erklären musste, sondern „einfach“ hörbar machte. Der Universitätschor Marburg sang von den Elementen und wurde selbst zu einem.

Meister der Kurzstrecke: T.C. Boyle

VON ANDREAS HEIMANN

BERLIN. Auf T.C. Boyle ist immer noch Verlass. Der US-Bestseller-Autor ist inzwischen 77, aber so produktiv wie vor Jahrzehnten und mindestens so gut. Bekannt ist er vor allem für seine Romane, die er in schöner Regelmäßigkeit vorlegt, zuletzt „No Way Home“ im vergangenen Jahr. Aber Boyle ist auch ein Könner auf der Kurzstrecke. Bester Beweis dafür ist „Das Ende ist nur ein Anfang“, der neue Band mit Erzählungen (Hanser Verlag). Boyles Texte sind das Gegenteil von Wohlfühl-literatur. In seinen Geschichten tendiert der Spaßfaktor oft gegen null, dafür hält er die Spannung hoch.

Wenn die Natur aus dem Ruder gerät

„Kalter Sommer“ erzählt davon, wie an einem 4. Juli, dem amerikanischen Unabhängigkeitstag, fast zehn Zentimeter Schnee fallen, der Himmel weiß bleibt wie ein Blatt Papier und die Pflanzen in den Gärten verkümmern. Bei Melinda und ihrem Mann gibt es auch keinen Strom mehr, das Auto springt nicht an. Und als Melinda mit dem Fahrrad in die Stadt fahren will, bricht sie sich bei einem Unfall auf der Straße das rechte Schienbein und zwei Rippen. Das ist allerdings nur der Auftakt für eine Serie beängstigender Erfahrungen, die ihr und ihrem Mann schmerzhaft klarmachen, wie schnell die Zivilisation an ihre Grenzen kommt, wenn die Natur aus dem Ruder gerät.

Wanderausflug ohne Wiederkehr

Auch „Was die Fotos nicht zeigten“ erzählt davon. Es geht um den Wanderausflug einer Familie in Kalifornien: Mann, Frau, Kleinkind und Hund. Pili und ihr Mann Louis starten mit ihrem kleinen Sohn und dem Jack-Russell-Terrier an einem Sonntag im August zu einer Tagestour. Aber sie kommen nicht zurück. Was mit ihnen geschah, lässt sich später durch Fotos und nicht gesendete Nachrichten auf ihren Smartphones rekonstruieren.

Tod lauert überall – von Indien bis Hokkaido

Die Zahl der Toten in Boyles Geschichten hat nicht abgenommen. Mal entdeckt eine junge drogenabhängige Frau ohne festen Wohnsitz die Leiche eines kleinen Kindes, will aber keinen Ärger bekommen und hält das geheim. Mal verbreitet ein Tiger in einem indischen Dorf Angst und Schrecken, der nachts immer wieder angreift und einen Dorfbewohner nach dem anderen zerfleischt. Und selbst in dem beschaulichen japanischen Dorf auf der Insel Hokkaido, das fast nur von steinalten Menschen bewohnt wird, lauern Gefahren.



©2025 by King Features Syndicate, Inc. World rights reserved.

